Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 109. Bromberg, den 15. Mai 1929.

Der Mann vom Meer.

Roman von Julius Regis.

(13. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Es wurde Erik schwer, die Ereignisse der letzten Nacht so ruhig und sachlich zu schildern, wie er es wollte. Sie wühlten seine innere Beunruhigung wieder auf, und er schloß in bitterem, verzweifeltem Ton: „Ich weiß nicht, was es ist, aber der bloße Gedanke, daß es in mir einen anderen — einen brutalen Willen gibt, ist mir unheimlich. Diese Nacht war ich in vollkommen hoffnungsloser Stimmung, als ich sah, daß ich wieder genachtwandelt war .... In mir wohnen zwei Naturen, und die zweite reißt mich ins Verderben ..."

„In jedem Menschen wohnen zwei Naturen", sagte Wallion. „Sie können Ihr Geheimnis nicht durch Gefühle lösen, sondern müssen das Dunkel mit kühler Vernunft durchdringen. Dann werden Sie eine ursprüngliche Ursache finden und nie mehr im Schlaf umgehen."

„Das sagen Sie, um mich zu beruhigen. Hab' ich nicht vergebens über die Ursache gegrübelt?"

„Grübeln ist fast immer ein Kreisgang der Gedanken, der nichts hervorbringt. Was Sie brauchen, ist eine psychoanalytische Untersuchung, die Sie ein für allemal von Ihren somnambulen Störungen befreit. Übrigens ahnt mir nach allem was Sie erzählen sozusagen ein Richtweg zur ersten Ursache. Haben Sie vielleicht als Kind oft lebhaft von dem Mann im Meer und der Kajüte geträumt?"

„Ja", erwiderte Erik sofort. „Darauf kann ich mich noch genau besinnen. Meine Kinderfrau erzählte mir gruselige Geschichten über den Spuk in der Kajüte, und wenn ich unartig war, drohte sie oft, der Meermann würde mich holen. Das flößte mir solche Angst ein, daß ich oft davon träumte."

„Sie träumten", sagte Wallion, „daß Sie aufstehen und aus dem Hause hinaus durch den Wald nach der Kajüte gehen müßten, wo der Meermann wartete, und dann erwachten Sie mit einem Schrei. Dann aber kam eine Zeit, in der dieser Schreckenstraum sich nicht in einem Schrei auslöste, sondern darin, daß Sie schlafend aus dem Bett stiegen und den Traum ausführten."

Erik beugte sich begierig lauschend vor.

„Wie können Sie das wissen? Genau so war es", flüsterte er. „Einmal holten sie mich auf halbem Wege ein, und ich erinnere mich noch heute jenes Erwachens. Ja, ja, so fing es an ..."

„Später wurde Ihre Angst geteilt", fuhr Wallion fort. „Die erste Ursache war noch vorhanden, aber außerdem fürchteten Sie den somnambulen Zustand an und für sich. Etwas anderes brauchen Sie nicht in den Tiefen Ihrer Seele zu suchen. Die zweite Natur, die Sie wie ein wildes Tier schildern, ist weiter nichts als die primitiven Instinkte, die Kultur und Erziehung verdrängt haben. Aber diese Instinkte werden ihrerseits durchs Unterbewußtsein gezügelt, und Sie tun sich selbst unrecht, wenn Sie die Intelligenz Ihres Unterbewußtseins verkennen."

„Sie meinen, daß ich gesunden kann?"

„Ich meine, daß Sie nicht mehr krank sind, und möchte sogar behaupten, daß Sie gestern nacht zum letztenmal genachtwandelt sind. Gelegentlich müssen Sie mal zu einem Arzt gehen, den ich Ihnen nennen werde. Der wird Ihnen das, was ich gesagt habe, bestätigen, und dann werden Sie Ihr Unbehagen ein für allemal los sein."

Erik atmete auf. „Sie glauben, daß nicht ich meinen Vater niedergeschlagen habe?" fragte er. „Ich vermag es ja selbst nicht zu glauben, aber ..."

Wallion stand auf, trat an das dem Meer zugewandle Fenster heran und wandte sich dann um.

„Ich beantworte Ihre Frage mit ja, Herr Reynold. Aber damit erhebt sich sogleich dieselbe Frage in einer andern Gestalt und lautet: wie ist es zugegangen? Und bevor ich diese Frage beantworten kann, muß ich Drakenborchs zweiter Sitzung beigewohnt haben."

IV.

Einen Augenblick blieb es ganz still in dem kleinen Raum.

„Der weiße Schein unter Wasser, den Ihr Vater sah, gehört, wenn ich nicht sehr irre, zu den wichtigsten bisherigen Aussagen", fuhr der Journalist fort. „Stellen Sie doch bitte die Lampe ab, damit wir feststellen können, ob er auch heute abend sichtbar ist."

Sie standen, jeder an einem Fenster, und blickten auf den Sund hinaus. Er lag fast ganz ruhig da, und nur jenseits blinkte überm Walde ein bleicher Stern. Aber in dem blanken, schwarzen Wasser war nichts zu sehen.

„Ist jener Schein noch von jemand anders als Ihrem Vater gesehen worden?"

„Nein, denn wir hätten sonst bestimmt davon gehört?"

„Ja, wahrscheinlich! Aber es ist sehr sonderbar", murmelte Wallion. „Na ja, der Lindströmsche Junge würde ihn vermutlich gesehen haben, wenn er nicht statt dessen den Meermann selbst erblickt hätte."

„Wie?! Sie glauben an den Meermann?"

Wallion lachte im Dunkeln.

„Das tun Sie auch, wenn Sie's auch nicht zugeben. Mit einem Wort: wir glauben beide, daß irgend etwas vorliegt. Es kann natürlich auch viel Lärm um nichts sein, aber es handelt sich hier um eine Reihe von Phänomenen, die zu offenbar sind, um abgeleugnet werden zu können. Zum Beispiel eins: als Sie nach der ersten Sitzung alle sechs aus der Kajüte hinausstürzten — Sie geben doch zu, daß sechs Augenpaare wirklich etwas im Wasser sahen?"

„Ja", sagte Erik, „das muß ich leider zugeben."

„Leider? Seien Sie froh, daß Sie ihn sahen, denn alles das wird uns allmählich die Wahrheit offenbaren! Wissen Sie, es kommt so oft vor, daß Menschen bei Zeugenaussagen nur davon reden, was sie gesehen zu haben glauben, und nicht davon, was sie tatsächlich gesehen haben. Solche Aussagen muß man wie eine Geheimschrift studieren, aber sie sind dennoch von Wert. Sie schreiben die Wahrheit sozusagen von rückwärts."

Erik kehrte zu seinem Stuhl zurück und setzte sich nieder.

„Ich kann nur sagen, daß Sie ein Zauberer sein müssen, wenn Sie aus den Geheimnissen hier bei uns die Wahrheit herauslesen."

„Nun, man hat ja einige Übung." Wallion verhängte das Fenster wieder mit seinem Regenmantel. „Heute abend scheinen uns weder der Meermann, noch der rätselhafte Schein die Ehre zu erweisen."

Er holte ein Notizbuch hervor und begann darin zu blättern.

„Lassen Sie uns fortfahren. Merkwürdigerweise ist die erwartete umgehende Antwort aus Brüssel noch nicht eingegangen. Offen gesagt, halte ich das für ein gutes Zeichen. Es kann bedeuten, daß die belgische Polizei dem Fall **Del-**

place große Bedeutung beilegt. Man darf deshalb annehmen, daß der von ihr entsandte Beamte reichliches Aktenmaterial über Delplace und seinen Auftrag mitbringen wird."

„Dann bin ich verloren."

„Erst wird Colt davon betroffen werden, aber ich gebe zu, daß auch Sie in die Sache hineingezogen werden können. Wie stehen Sie sich eigentlich? Herrscht offene Feindschaft?"

„So schlimm ist es nicht, aber er wird mich nicht schonen."

„Nein, natürlich nicht. Jetzt kommt es sehr darauf an, wen sie aus Brüssel herschicken. Ich habe Anlaß, zu glauben, daß es mein alter Freund Jourdain sein wird. Der ist ein scharfsinniger Kopf, aber ein netter Kerl. Sobald er eintrifft, erfahre ich es — dafür habe ich gesorgt. Dann kann ich die Sache mit ihm durchsprechen und sehen, wie sie liegt. Reden Sie sich nicht ein, daß Sie verloren sind! Das sind Sie erst dann, wenn Sie sich aufgeben. Ich beabsichtige keineswegs dazusitzen und auf Jourdain zu warten, wie auf den Engel des Jüngsten Gerichts, und Sie dürfen es auch nicht. Mir liegt jetzt nur daran, soviel Aufschlüsse wie möglich zu sammeln, bevor wir einen Schachzug wagen. Es steht ja viel auf dem Spiel: nicht nur Ihre Freiheit, sondern auch Ihres Vaters Hoffnungen und Jägarö — der ganze Boden ist ja im Gleiten!"

„Das fühle ich ja auch", sagte Erik.

Wallion tat, als ob er es nicht hörte und hielt ihm ein Papier hin: „Da haben Sie ein Blatt aus unserem Aktenmaterial.

30. Juni 1879. 1896—1904 in den Vereinigten Staaten, in Newyork wegen Betruges zu einem Jahr, zwei Monaten verurteilt. 1906—12 in Kuba. 1913 in London. Kam 1914 nach Schweden, erwarb das Bürgerrecht, ist seit 1920 Inhaber der Maklerfirma Behrmann u. Co."

„Das ist nicht viel, aber ungefähr alles, was uns über Behrmann zu wissen von Nutzen sein kann. Seine Antezedenzien in den U. S. sprechen für sich und sein Aufenthalt in Kuba läßt vermuten, daß er dort näher mit Drakenborch bekannt wurde. Was Sie mir darüber berichtet haben, läßt darauf schließen, daß die beiden seitdem in regelmäßigem Briefwechsel gestanden haben."

„Ich habe Behrmann nie gesehen," sagte Erik, „und mein Vater sagt, er hätte sich hier diesen Sommer nicht [illegible]."

„Was sagt Ihr Vater zu der Geschichte mit den Hypotheken?"

„Oh ,über den Fuchs ist er sich vollkommen klar. Behrmann will Jägarö ebenso billig an sich bringen, wie Hamra. An und für sich ist das natürlich — nüchtern betrachtet — ein gutes Geschäft und kein Beweis dafür, daß er die Seele dieser Ränke ist."

„Das ist richtig ,und ich habe überdies festgestellt, daß derartige Grundbesitzgeschäfte seine Spezialität sind. Drakenborch und Colt waren ja auch noch hierher unterwegs, als er die Hypotheken kündigte. Und daß sie nicht nur brieflich, sondern wohl auch telegraphisch mit ihm in Verbindung standen, hat Drakenborch ja selbst erwähnt. Nun wollen wir einige Einzelheiten hervorheben.

Drakenborch ist Ihrer Aussage nach mindestens fünfzig Jahre alt — also etwa um fünf Jahre älter als Behrmann. Man darf daher wohl annehmen, daß er dem erst kürzlich aus dem Gefängnis entlassenen Behrmann überlegen und vielleicht behilflich war, zumal da sie offenbar verwandte Geister sind. Ich möchte nun glauben, daß es nicht Behrmann war, der diese Ränke ausheckte, sondern daß er nur ein williger Gehilfe und wachsamer Vorposten vor Beginn der Unternehmung war. Und daß sich der Kampf um die Reynoldsche Erbschaft dreht, liegt wohl zum Teil klar auf der Hand."

„Wieso, zum Teil?"

„Deshalb, weil jener alte Milliardentraum nichts weiter ist, als eben — ein Traum. Jene alte Sage von den Bankdepositen in Holland, deren Zinsen seit zweihundert Jahren zu einer fabelhaften Summe angewachsen sein sollen, wird sich nie verwirklichen. Wirklichkeit ist nur Briesmans Heimkehr und Tod hier auf Jägarö. Das hat Ihr Vater erst jetzt zu beweisen vermocht, aber wie wär's, wenn Drakenborch und Colt schon vor ihm unbekanntes Beweismaterial dafür gefunden hätten? Ich denke dabei zuerst an die drei aus Steubinger u. Mills Archiv verschwundenen Bände. Näher auf diesen Umstand einzugehen, würde uns nur in die Irre führen, aber man darf dreist annehmen, daß Drakenborch und Genossen etwas über Jägarö — vielleicht auch über die Familie Reynold und sicherlich über jenen Briesman — wissen, was sie veranlaßt, alle Kräfte an den Sieg zu setzen."

Er steckte das Notizbuch wieder ein. „Ich wollte, daß es ebenso leicht gewesen wäre, Näheres über Drakenborch und Colt zu erfahren, wie über Behrmann", fuhr er fort. „Aber die Zeit war zu knapp. Ich habe wegen jener fehlenden Bände nach Amsterdam und wegen Drakenborch nach Havanna telegraphiert, aber es ist natürlich sehr ungewiß, ob die Antworten noch zur rechten Zeit einlaufen."

Was jene zwei Bände betrifft, so glaube ich, daß der Bankier darüber mehr sagen könnte, als er mir mitgeteilt hat. In den achtziger Jahren waren sie noch da und sind dann später irgendwie verschwunden."

„Na, wir werden uns auch so zu helfen wissen." Wallion sah nach der Uhr und lachte. „Die düstere Mitternachtsstunde ist bereits überschritten. Lassen Sie uns das Spuknest also verlassen."

Er stellte die Lampe ab, nahm den Regenmantel über den Arm und öffnete die Tür.

„Sie wohnen natürlich bei uns", sagte Erik. „Tobias kann —"

„Nein, danke! Ich habe ein Hotelzimmer in Furusund und kehre dorthin zurück."

„Aber —" begann Erik enttäuscht.

„Die Sache ist die, daß Ihr Vater eines Arztes bedarf", fuhr Wallion fort.

„Aber er will doch keinen haben, und es liegt ja auch gar keine Gefahr vor", wandte Erik ein.

Wallion hatte sich aufmerksam umgesehen und nahm jetzt Eriks Arm, indem er die Richtung nach dem Granittor einschlug.

„Hören Sie zu", sagte er leise. „Dies heute abend war nur eine Rekognoszierung, aber morgen vormittag trete ich offiziell in Erscheinung. Wir müssen es so lange wie möglich vermeiden, irgendwelchen Argwohn in Hamra zu erwecken. Deshalb komme ich morgen als alter Freund von Ihnen an. Ich heiße Dr. Mauritz, und Sie haben mich eingeladen, weil der Gesundheitszustand Ihres Vaters Ihnen Sorge macht."

„Ah!" murmelte Erik erfreut.

Sie hatten die Anhöhe erstiegen, und Wallion stand still. Zu ihren Füßen schimmerte in der Tiefe die schmale Wasserstraße des Granittors. Der Journalist betrachtete die steilen Felsenwände.

„Da ist Briesmans Schiff gescheitert?"

„Ja, an der jenseitigen Klippe. Bei Ost- oder, wie damals, Südwind, dringt der Strom nach innen hinein, und da das Schiff an den Felsen nicht festmachen konnte, trieb es weiter und versank. Es kann sich nur um Minuten gehandelt haben."

Wallion schwieg. Sie kletterten nach der Ostseite hinab, und Erik gewahrte von oben ein zwischen Klippen versteckt ligendes Motorboot. Der Journalist reichte ihm die Hand.

„Vergessen Sie nicht, daß ich Dr. Mauritz bin, und daß Sie mich eingeladen haben. Ihrer Cousine dürfen Sie anvertrauen, wer ich in Wirklichkeit bin. Sie würde mich ja doch durchschauen. Aber für Ihren Vater wird es besser sein, wenn er einstweilen nichts von unsern Ränken ahnt. Sind wir einig?"

„Jawohl, Dr. Mauritz."

Erik drückte dem Journalisten warm und dankbar die Hand. Er wollte etwas sagen, vermochte es aber nicht.

Rasch und lautlos glitt das Motorboot in die Finsternis hinein.

Um einen Tisch herum.

I.

„Du bist wohl nicht recht bei Trost, Junge!" rief der alte Reynold und richtete sich im Bett auf.

„Ich bat ihn ja um deinetwegen her, Vater. Ich hatte Angst, du würdest dich zu langsam erholen, und jetzt ist er schon unterwegs — in seinem eigenen Motorboot . . ."

„Dr. Mauritz?" brummte der Alte. „Von dem hast du ja noch nie gesprochen. Hast du ihn in Uppsala kennengelernt?"

„Nein, in Stockholm. Er ist sehr nett und wird dir schon gefallen."

„Na, wir werden ja sehen! Natürlich ist er als dein Gast willkommen. Aber ich werde ihn anführen", setzte er lachend hinzu.

„Jetzt steh' ich auf."

Und das tat er, trotz Eriks und Märtas Bitten und Einwendungen. Nachdem er sich mit Eriks Hilfe angekleidet hatte, setzte er sich am Fenster nieder und blickte mit Behagen auf das sonnige Grün, einen Ackerstreifen und einen Teil des Wirtschaftshofs hinaus.

„Noch gehört es uns!" hörte Erik ihn flüstern.

Märta war die erste, die das Motorboot erblickte. Sie lief an den Strand hinunter und machte Erik darauf aufmerksam, denn dieser vertrieb sich die Wartezeit mit einer zerstreuten Besichtigung seines Segelboots. Bald stand der lange, hagere Journalist vor den beiden jungen Leuten.

(Fortsetzung folgt.)

Film des Lebens.

Skizze von Alfred Hein.

Der Wind wurde schärfer, dabei milderte ihn noch der Golfstrom. John Wishbell kannte nur Kairos Sonne, und die hatte ihn schließlich ein wenig träge gemacht, aber dann war er wieder so leicht und heiter-lebendig wie der Vater, der auf Lebenszeit angestellte englische Kolonialbeamte. Bis die Deutsche damals vor dem Kriege sein Blut beunruhigte; diese Unruhe blieb in den Adern wie ein süßes, schweres Gift.

John fröstelte trotz des Pelzes, den er in Marseille gekauft hatte. Aber das Unbehagen konnte das ewige Lächeln der seligsten Erwartung von seinen Lippen nicht verscheuchen: damals, o selige Knospe zart (wie singen doch die Deutschen: „Es ist ein Ros' entsprungen . . ." ja, diese Stimmung umgab sie, seine heimliche Braut), und jetzt: Rose, große, rote Rose du. Ach, ihr Jahre der Sehnsucht . . . Voll Krieg, Dunkel, und jäh abgerissen das Spiel der schon leis liebenden Briefe. Da fand sich endlich mit einem hellen Briefe eines Tages wieder alles ein, als wäre es gestern gewesen, da der letzte Gruß kam, und darin hieß es: Wir Deutschen sind arm geworden, aber kommen Sie doch nach Deutschland! Kurz entschlossen machte er sich, ein triumphierender heimlich Geliebter, auf die Fahrt.

Bei wilden Wellen und stürmischem Wind hielt er in festen Fäusten den zarten Brief mit der noch immer zarten Schrift an den Mund, er las die längst im Hirn jubelsingend eingeprägten Worte mit Küssen bis ins tiefste Herz hinein. Ihm vergingen Gedanken und Sinne, er sah nur etwas Elfensüßes in lockender Linie im Nebel der Sehnsucht auftauchen, zwei große blaue Augen unter blonder Lockenkrone — erlösend glitt ein „Gretchen!" über seine Lippen, und damit verband sich der Gedanke an eine englische Faust-Aufführung, er bewunderte das Volk seiner Geliebten in seiner Gipfelung: Goethe, ein fast mystisches Phantasiewesen für den Engländer. In diesem wirren Gefühlstaumel, hin und her schwankend von der Erinnerung an die langen Wimpern über den melancholisch blauen Mädchenaugen bis zu der Fülle des ganzen Volkswesens, dem dies geliebte Wunder entwuchs, vergingen bei wachem Traum und traumhaftem Wachen die Tage der Fahrt. Helgoland im Schnee flog wie eine alte Edda-Insel vorbei, Krähenschwärme standen am grauen Himmel, dort, wo Hamburg schon vordämmerte.

Wie er die kleine thüringische Stadt, in der die Straße der Geliebten schnell gefunden war, durchschritt, kam ihm alles so natürlich, fast alltäglich vor, als ruhte Kairo schon hinter den verschneiten Waldbergen, einen kleinen Sonntagsausflug entfernt. Dagegen war die seelische Steigerung so ewiggroß, als läge zwischen gestern und heute eine Fahrt von Stern zu Stern.

Ueberraschend komme ich, dachte er noch. Und dann stimmte ihn plötzlich trotz des unbehaglichen Fröstelns das Silberstrahlen der Wälder, Hänge, der Giebeldächer und schmalen Gassen im dicken Schnee hochzeitlich. Wieder stammelte er „Gretchen!" und lächelte jenes Lächeln des Tiefliebenden, das den nüchternsten Menschen zum wortlosen Dichter macht. Mit großen Augen, behutsamen Schrittes, betrat er das alte, ehrwürdige Haus unter der weißbeschneiten Giebelhaube. Es war dies alles für den Engländer ein so urdeutsches silberfeines Märchen, daß er gar nicht merkte, wie ihm Klatschbasenaugen nachsahen; man hatte den „komischen Fremden" schon lange auf seinem Weg vom Bahnhof verfolgt. Eine Alte meinte: „Das ist wohl so ein junger Wunderprofessor als letzte Rettung!" Die anderen nickten. Dann schwankten sie in ihren dicken Röcken schwatzend weiter.

Das Hausmädchen führte ihn in ein dämmriges, großes Zimmer mit Erker, altem Flügel inmitten und im dunklen Hintergrund mit einem unruhig funkelnden Kamin, dessen Leuchten John in den kurzen Minuten der Erwartung wie das flammende Symbol für den Eingang in den Himmel der Liebe erschien.

Ein alter Herr trat ein, sprach nur: „Sie ist wieder krank (auch als läge Kairo hinter den Bergen, als wären nicht Jahre, sondern Tage vergangen seit damals, da sie ihre Lunge doch völlig ausgeheilt hatte und ihm nahe weilte), diesmal aber — unrettbar."

Statt des Gipfels der Liebe tat sich nach dem heiteren Weg der tausend Träume der Abgrund des Todes auf. Der Kamin wandelte sich zum Höllentor. Der schwebende Schritt wurde irres Wanken. John ließ sich auf einen Stuhl fallen und weinte das harte Weinen der gepreßten Kehle und der zusammengehämmerten Zähne, das den Mann bei plötzlichen Katastrophen seines Lebens befällt. Er wollte aus dem Zimmer stürzen, zurück in das Unbestimmte der Träume. Er sah einen Augenblick zum Fenster hinaus. Das Silberfest des Bergwinters war ein Gespenstertanz in Leichentüchern.

Es mußte durchgekämpft werden. Seine Seele schrie einen Augenblick nach Kairo, nach Vater und Mutter. Diese jähe Kälte der böjesten Hölle ertrage ich ja nicht, dachte er. Da hatte ihn der Vater am Arm genommen und führte ihn zu ihr.

„Kind dieses höllischen Winters", flüsterte John, völlig außer Fassung, immer wieder. Er wunderte sich nicht über die in seinem Munde doch recht ungewöhnlichen Worte. Sie galten ihm als Inbegriff dieser jammervollen Stunde. Ach, wo war sein frühlingszartes Gretchen? Dieser deutsche abscheuliche Winter hatte es zerstört. Wäre sie in Kairo geblieben, hätte er sie ein paar Jahre früher holen können, alles wäre gut.

„Es sollte nicht sein", flüsterte Gretchen und strich sein dunkles Haar; immer wieder ordnete sie die Strähnen, die ihm ins Gesicht fielen. Ihr ward so leicht. Die letzten Stunden — und da nahte er wie ein Wunder.

Der Vater ging. (Die Mutter war früh gestorben, am gleichen Leid wie die Tochter.) „Mein John!" weinte lächelnd die Kranke. Sie küßten sich leise zum ersten Male, verzweifelt zum letzten Mal. Dann bat sie um die Schere vom Tisch, schnitt ihr Haar ab und schenkte ihm mit unendlicher Wehmut im Blick die frisch gebliebenen, schwer duftenden blonden Flechten.

Das alles war sehr schön. Manchen seligen Augenblick lang vergaß John das Drohende des Todes.

Sie küßten sich wieder. Diesmal nur selig. Lagen sich lange in den Armen. „Du wirst gesund werden", sagte John.

„Ich bin ja nur so müde", sprach sie rätselhaft an seinen Worten vorbei, „du mußt jetzt gehen."

Er küßte sie leise auf die Stirn. Sie lächelte, er streichelte die heißroten, eingefallenen Wangen. Sein Liebe ausschüttender Blick traf die fieberdunklen, großen blauen Augen. Er hoffte dennoch.

Ruhiger als er hineingegangen, verließ er sie. Den ganzen Weg — und der war selige Ewigkeiten lang — vom Bett bis zur Tür sah er sich nicht nach der kranken Geliebten um. Als er an der Tür angelangt war, sich wendete, trafen ihn letzter Seufzer, letzter Blick, letztes Lächeln und letztes Handerheben. — —

Der Gang hinter dem Sarge zum Bergfriedhof ward die unauslöschlich bedeutsame Stimmung des Südländers für den Begriff Winter. Die ganze Verlassenheit, Oede und Todesleere stieg von den einsam-weißen Waldbergen in die kopfhängerische Menge herab. Eingepuppt mußte ja der süße Schmetterling wieder in die Erde sinken. John lächelte fast darüber, daß Gretchen von diesem Winter erlöst war.

Unheimlich ruhig schritt er vor den andern als erster allein hinter dem Sarge. Länger als der Vater stand er bis in die düstere Dämmerung hinein am Grabe, ging dann gleich zum Bahnhof und ward nicht mehr gesehen . . .

In Kairo lebte er ein leeres Beamtenleben. Immer erschien ihm der deutsche Winter mit der toten Geliebten wie ein wüster Höllenspuk, der ihn zeitlebens verfolgte, der ihn einsam machte und früh sterben ließ. Für die Welt war er nichts mehr als ein kleiner Beamter mit seinem Liebeskummer.

Kurzes Glück.

Könnte man die Frühlingstage halten,
Die so lieblich sich vor uns entfalten!
Kurzes Glück fliegt rasch an uns vorüber,
Grüßt im Klang der Nachtigallenlieder —
Schaut aus Veilchenaugen, singt im Winde,
Lebt in jedem frohen Menschenkinde.
Nimmer aber will es lang verweilen —
Bunten Faltern gleich uns rasch enteilen.

Frieda Callier.

Erste Enttäuschung.

Skizze von Leonie Meyerhof-Hildeck.

Drei junge Frauen, Vertreterinnen dreier Künste, saßen auf niedrigen Sesseln um die runde Glasplatte eines kleinen Teetisches. „Erster Triumph!“ lautete das Thema. Dazu hatten zwei von ihnen sich geäußert. Noch war die Luft um sie heiß und bunt von den reizenden Überraschungen des Lebens, von den Verwirklichungen ehrgeiziger und waghalsiger Träume, als plötzlich die dritte, Emmy, die Geigerin, empor fuhr:

„So — und jetzt holt einmal ein paar zerbrochene Illusionen hervor, berufliche nicht nur: auch menschliche! Ist das nicht die Münze, mit der wir von klein auf jede Freude bezahlen müssen? Jetzt werde ich Euch von meiner ersten Enttäuschung erzählen. „Nur keine Sensation erwarten! Zur Zeit dieser ersten Enttäuschung war ich noch nicht ganz fünf Jahre alt . . .

Eines Morgens, als Mama mich auf den Knien hielt — unter anderen Bedingungen hätte ich den weißblonden Haferbrei mit Milch, den sie mir löffelweise ins Mäulchen schob, niemals geschluckt — sagte sie: Heute nachmittag, Mychen, bist du bei Paul Wenderow zur Schokolade eingeladen. Du darfst dein Hellblaues anziehen.“

O — da jubelte ich. Eigentlich wollte ich ja das Hellblaue schonen, weil ich es durchaus zu meiner Hochzeit anziehen wollte. Aber immerhin war die noch weit entfernt. Vor allem galt der Freudenausbruch der Aussicht auf eine neue Kinderbekanntschaft: Ob Paulchen Wenderow größer sei als ich — ob er ein sehr artiger Junge sei. Ob er schon einen Purzelbaum schlagen, auf einem Beine stehen und Druckknöpfe aufmachen könne. Fertigkeiten, die ich sehnsüchtig als höchste Auswirkungen menschlicher Vollkommenheit betrachtete. — Sie werde mich doch nicht zu einem ungezogenen, ungeschickten Spielkameraden bringen! antwortete Mama. Sie sagte es mit einem schalkhaften Liderzucken, das ich an ihr halb liebte, halb fürchtete. Erst gestern konnte ich es wahrnehmen, als sie mir erzählte, Rotkäppchens Wolf habe, bevor er die Großmutter gefressen, sie erst noch schnell photographiert, damit das Rotkäppchen doch wenigstens ein Bild von ihrer Oma bekäme; dabei hatte sie mir in einem illustrierten Blatt ein Altfrauengesicht gezeigt. — Den ganzen Vormittag plagte ich sie wegen Paulchen Wenderow, mit seinem Soll und Haben. Irgendwie hatte der Name von meiner Phantasie Besitz ergriffen und wirkte sich da in heiter-erwartungsvollen Vorstellungen aus. Ob ich ihm auch ein Geschenk mitbringen dürfe, fragte ich bittend. Ja, aber was für eins? — Ein — eine — mm. Ach ja, einen Teddybären. Aber nicht solch kleinen, wie ich selber einen hätte. Nein, einen richtigen großen, so wie ich ihn vorgestern im Kinderwagen eines „Bekannten von mir“ gesehen hatte.

Der Bekannte war ein acht Wochen alter Säugling, mit dessen Amme sich mein Kinderfräulein beim Spaziergang unterhielt.

Nachgiebig, immer mit dem gleichen zuckenden Lächeln um die Augen, ging die Mutter mit mir in einen Spielwarenladen und erlaubte mir, ein Prachtstück von einem Teddybären auszusuchen. Mit lebhaftem Nachdruck bestand ich darauf, ihn selber nach Hause zu tragen. Aber schon nach einer Viertelstunde ächzte ich unter meiner Last wie Christophorus; nicht ungern ließ ich ihn mir von der Mutter abnehmen. Zu Hause setzte ich ihn in mein Kinderstühlchen, über dessen Lehnen sein silberbrauner Pelz stattlich hinausquoll, und erzählte ihm Wunderdinge von dem lieben, lustigen kleinen Jungen Paulchen Wenderow, seinem künftigen „Papa“. Getragen habe ich ihn erst wieder nachmittags, als die Mutter ihn mir vor dem Gartentor der Villa Wenderow in die Arme legte, damit ich ihn Paulchen Wenderow persönlich überreiche.

Aus der kalten Halle wurden wir in ein schönes, sonnenhelles Zimmer geführt. Dort kam uns ein großer, ziemlich dicker Herr entgegen, stand sehr dicht vor mir und blickte mich aus nächster Nähe mit einem freundlichen, rotwangigen Maskengesicht, über dessen zurückweichender Stirn sich in weitem Abstand kleinlockiges braunes Haar erhob, durch runde Brillengläser aufmerksam an. Vorüber an seiner Massigkeit ließ ich meine Blicke hastig suchend durch das große Zimmer gleiten, so etwa in meine Augenhöhe. Aber kein kleines Paulchen war zu entdecken. Der starke Herr streckte mir lächelnd die Hand entgegen: „Das ist also Mychen. Ich wollte dich so gern einmal kennen lernen; deine Eltern haben mir so viel von dir erzählt, kleine My.“

„Wo ist denn Paulchen?“ wollte ich fragen; aber die Schüchternheit hielt mir die Zunge fest. Meine kleine Hand verschwand in einer großmächtigen Patsche mit zackig zerbissenen Nägeln.

„Siehst du, Mychen, das ist er, Paul Wenderow, der berühmte Denker und Schriftsteller!“ sagte meine Mama; im Augenlied zuckte ihr das Schelmenteufelchen. Und als ich starr dastand, gelähmt von der vergeblichen Anstrengung, meine kleine zierliche Erwartung mit dieser kolossalen Wirklichkeit zu einer Einheit zu zerschmelzen, forderte sie mich auf: „Du hast ihm doch etwas mitgebracht — gib ihm doch dein Geschenk.“

„Da —!“ sagte ich niedergeschlagen und stopfte ihm mit beiden Händen den Teddy zu. Er nahm ihn herzlich lachend, dankte vielmals und fand ihn einfach prachtvoll. „Sicher sitzt er gern im Schaukelstuhl!“ sagte er.

Und da saß auch schon der Bär auf dem meiner Meinung nach beneidenswertesten Platz des ganzen Zimmers. Mich führte der große dicke Paul Wenderow an den schön gedeckten Teetisch; da durfte ich zwischen ihm und meiner Mama auf einem gestickten Kissen sitzen und wurde mit trink- und eßbarer Schokolade, mit Biskuit, Schlagrahm, Kuchen, Bonbons — kurz, mit allen Herrlichkeiten der Welt gefüttert. Ach, aber immer wieder suchten die Blicke verstohlen nach einem kleinen Jungen, den man mir schuldig geblieben war. Nachher durfte ich den Teddy in seinem Schaukelstuhl wiegen und tröstete ihn mit leise gewispertem Zureden. Währenddessen erzählte die Mutter unserm Wirt etwas in einer fremden Sprache; ich hörte das unterdrückte Lachen der Beiden und fühlte mich ein bißchen gekränkt und von etwas ausgeschlossen.

Nachher aber war ich wieder Mittelpunkt; der dicke Herr erzählte mir ein sehr schönes Märchen ,in dem ein Chinese und ein sprechender Affe vorkamen; und die Mutter brachte mich dazu, auch etwas zu erzählen: nämlich, wie ich sie ins Krankenhaus zu einer Tante begleitete. Die Pflegeschwester hatte mich in den Babysaal geführt, und dort fragte die Schwester mich, ob ich nicht auch solch ein kleines Geschwisterchen haben möchte. Und da antwortete ich: „O ja, — aber ein ganz neues, keins von diesen gebrauchten!“ Ich wurde sogar ein bißchen geschwätzig, so daß die Mutter meinte, nun sei es genug, und mir mein Mäntelchen wieder anzog; dann ging es hinaus in die schon fast abendliche Winterluft, die ich als etwas angenehm Frisches auf den Lippen schmeckte. Paul Wenderow wollte mich beim Abschied zu dem Versprechen veranlassen, bald einmal wieder zu kommen; dieser Aufforderung gegenüber jedoch blieb ich standhaft stumm und befolgte nur gehorsam den Wink der Mutter, mich für die Einladung zu bedanken.

Auf dem Heimweg fragte mich die Mutter, weshalb ich denn nicht habe versprechen wollen, bald wieder zu kommen: „War es denn nicht schön bei Paul Wenderow?“

„O doch,“ gab ich kleinlaut zu, „es war ganz schön. Aber —“

„Nun —? was denn — aber?“

„Aber schade ist es doch, Mami, daß wir nicht bei Paulchen Wenderow waren, als er noch ein kleiner Junge war . . .“

Bunte Chronik

* **Darf man seinen Rechtsanwalt küssen?** Diese wichtige Frage stand unlängst in Cheltenham in England im Mittelpunkt des Interesses und bildete den Gegenstand leidenschaftlicher Erörterungen. Veranlassung dazu gab ein bekannter Anwalt der Stadt, der von einer Klientin in öffentlicher Sitzung erklärt hatte, sie müsse offenbar geistig nicht normal sein, da sie wiederholt den Versuch gemacht habe, ihn herzhaft abzuküssen. „Wenn das kein Zeichen von Verrücktheit ist“, bemerkte der würdige Jurist, „dann weiß ich nicht, was sonst es sein könnte.“ Auf seine persönlichen Vorzüge scheint der englische Rechtsanwalt gerade nicht eingebildet zu sein. Andere würden sich doch nur geschmeichelt fühlen, wenn ihre Klientinnen, vorausgesetzt, daß sie jung und hübsch sind, ihnen ihre Dankbarkeit oder sonstigen Gefühle auf eine so angenehme Art zu erkennen geben. Ist nun wirklich jeder oder jede, die einen Rechtsanwalt küßt, deswegen verrückt? Daß dies nicht immer und unter allen Umständen der Fall ist, beweist allein schon die Tatsache, daß die meisten Rechtsanwälte verheiratet sind. Ganz ohne Küssen soll es ja dabei nicht abgehen. Und dann, es gibt heute doch auch weibliche Anwälte, häufig sogar sehr niedliche. Da ist es doch kein Zeichen von Verrücktheit, wenn man einem solchen gegenüber nach gewonnenem Prozeß seiner Dankbarkeit auf diese sympathische Weise Ausdruck gibt. — Man kann dem gelehrten Herrn in Cheltenham also nicht ohne weiteres beipflichten.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.